

# Wörterbuch

Allianzen  
alte Bundesrepublik  
altern  
Antisemitismusdefinition  
Bf

barrierefrei  
Beziehungsanbahnung  
Bruderland

citizenship  
Dauerleihgabe  
eckiger Tisch

**Eigenheim**

einsam  
Einzugsgebiet

Engagement  
erben  
gesundheitliche Versorgungsstrukturen

gleichwertige Lebensverhältnisse  
Grundsicherung

Intersektional  
Kneipe

Ko-  
Kohleausstieg  
Labor

Manifest  
mehrsprachig  
Mindestlohn  
Nitta-Studie

moralisieren  
Nebenklage

obdachlos  
Plattformökonomie  
politische Bildung

**Privileg**  
Racial Profiling  
repräsentativ

Schulbuch  
Seenotrettung

soziale Mischung  
soziale Reproduktion

streifen  
Suchbarkeit  
Tierwohl

trans  
Umfrage

## Fashion Victims

Als der Antrag, eine Forschungsgruppe zur Lebensform »Eigenheim« in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg einzurichten, abgelehnt worden war, hatte es sich mit der kollegialen Eintracht. Die Antragstellenden zerstritten sich leidenschaftlich. Ein Erfolg wäre angesichts der Unterfinanzierung aufregender Forschung so wichtig gewesen. Schuld am Solidaritätsschwund waren neben der Ablehnung als solcher spitze, doch irgendwie treffende Bemerkungen in den eingeholten Gutachten. Diese waren in ungefiltert rüdem Wortlaut einer ansonsten respektvollen Benachrichtigung, die Forschung nicht zu finanzieren, beigefügt worden.

Inspiziert von der Idee, Biographien wissenschaftlicher Objekte nachzuverfolgen, hatte die Gruppe ihre Arbeitsvorhaben entlang des virtuellen Lebenszyklus eines Eigenheims angeordnet. So wollte ein zeithistorisch-kultursoziologisches Kooperationsprojekt verschiedene Konfliktkonstellationen während der Hausbauphase in ihrem historischen Wandel nachzeichnen, ein medienethnographisches Vorhaben das Leben in einem *smart home* teilnehmend beobachten und eine rechtswissenschaftliche Doktorarbeit eine erbrechtliche Vision für eine gesamtgesellschaftlich nachhaltige Weitergabe von Immobilieneigentum formulieren. Eine Literaturwissenschaftler\*in kündigte an, aus den »Macharten« einiger exemplarischer Texte der Gegenwart eine »Poetologie der Elternhausliteratur« zu destillieren, ein Anliegen, das sich an die Untersuchung eines philosophischen Kollegen anlehnen konnte, der eine »Ethik transgenerationaler Sorge« zu erarbeiten plante.

Abgerundet werden sollte die gemeinsame Forschung durch eine kultur- und materialwissenschaftliche ›Laborstudie‹, die aus einer Kritik bisheriger Bauweisen zu Vorschlägen für neuartige Materialzyklen zu gelangen beabsichtigte, sowie durch das Projekt eines *writer in residence*, der anknüpfend an die Schreibpraxis des französischen Soziologen Didier Eribon seine eigene Sozioautobiographie zum Abschluss bringen wollte. Das Buch sollte von der Scham erzählen, die daraus erwuchs, mit einer Schar von Geschwistern in einem ärmlichen Mietreihenhaus am Rande einer wohlhabenden Eigenheimsiedlung der alten Bundesrepublik aufzuwachsen und tagtäglich mit sozialen Kränkungen konfrontiert zu sein. Zusätzliche Anregungen bezog die Gruppe aus den theoretischen Entwürfen zweier Gegenwartsphilosophinnen, einmal aus Rahel Jaeggis *Kritik von Lebensformen* aus dem Jahr 2013, ferner aus Alexandra Schauers 2023 erschienener Studie *Mensch ohne Welt. Eine Soziologie spätmoderne Vergesellschaftung*.

Als die Gesellschaftsrelevanz des gemeinsamen Unterfangens zu begründen war, hatte es intern erstmals zu knirschen begonnen. Manchen Gruppenmitgliedern hätte es genügt, auf die Ausdruckskraft von Zahlen zum gegenwärtigen bundesdeutschen Hausbestand zu setzen. Sie würden für sich und somit für das Anliegen der Gruppe sprechen. Aus einem Eintrag zum Stichwort ›Einfamilienhaus‹ in einem Begriffskompendium *WohnWissen. 100 Begriffe des Wohnens* hatte die für das *Smart-home*-Projekt zuständige Ethnologin in ihr Notizheft übertragen: »›Von den rund 19 Millionen Wohngebäuden waren im Jahr 2022 nach Angaben der Bundesstiftung Baukultur etwa 16 Millionen Einfamilienhäuser. Dieses Verhältnis wird auch im aktuellen und prognostizierten Neubaugeschehen bestehen bleiben. Das Einfamilienhaus ist hierzulande Inbegriff des Wohneigentums: Während Eigentumswohnungen etwa 20 Prozent des Wohneigentums ausmachen, entfällt der weitaus größere Anteil auf selbstgenutzte Einfamilienhäuser.« (Warda 2024, S. 53)« Letztlich setzten sich jedoch die Stimmen durch, die dafür eintraten, einen Beitrag zum förderpolitisch seit einiger Zeit besonders wohlwollend betrachteten Diskurs über den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Aussicht zu stellen. Man hielt die im Formblatt dazu vorgesehenen Passagen knapp und konzipierte, sich an die vorgegebene Nomenklatur haltend, mit »Praxispartnern« ein »kollaboratives Transferprojekt« – zwei in der Rückschau fatale Entscheidungen.

»Dass die Antragsteller eine symptomatisch für Individualisierung (wenn nicht sogar Singularisierung!), für Absonderung und Zersiedlung stehende Bau- und Wohnweise wie das Eigenheim«, bemängelte eines der Gutachten, »an eine so eminent wichtige Aufgabe wie die Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts koppeln, kann, zumal angesichts ihrer formidablen Unkenntnis der aktuellen Diskussionslage, nur verwundern. Bereits ein Blick in das von Christine Hannemann und Karin Hauser im Jahr 2020 herausgegebene und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderte Buch *Wohnen integriert. Zusammenhalt braucht Räume* über »integrative Wohnprojekte« hätte sie«, so fuhr die für die Gruppe namenlos bleibende Gutachter\*in fort, »von der unwiderruflichen Überlebtheit des Wohnens im Eigenheim belehren können, gerade wenn es darum geht, zukunftsweisende Antworten auf die »neue Wohnungsfrage« in einer von Alterung, Zuwanderung und einer wachsenden Stadt-Land-Kluft geprägten Gesellschaft zu finden.«

Eine zweite, ebenso unverblünte Stellungnahme, die im Abfassen einer weiteren Sozioautobiographie »die Selbstanmaßung eines Autors« erblickte, der »Durchschnittlichkeit mit Repräsentativität« verwechsle, und das Schammotiv schon in Eribons jüngstem Buch über seine Mutter für »überstrapaziert« hielt, empfand das Transferprojekt als einen »Affront gegen ernsthafte Bestrebungen, die gegenwärtige Rede und Praxis von gesellschaftlichem Zusammenhalt durch historische Tiefen- und Vergleichsstudien reflexiv anzureichern und auf ihre Genealogien hin durchsichtig zu machen«. Indem man mithilfe eines Museums für Wohnkultur und einer auf Kulissenbereitstellung spezialisierten Eventagentur Bürger\*innen Gelegenheit geben wolle, Zeitreisen in ein perfekt simuliertes Eigenheimleben der frühen 1970er Jahre zu unternehmen und sich dort für Wochen, wenn nicht Monate einzurichten, lege das Projekt nahe, so der weitere Wortlaut, »die nottuende theoretische und praktische Arbeit am Zusammenhalt sei kaum mehr als Ausdruck einer nostalgischen Sehnsucht nach einem ehemals stabilen Gesellschaftsgefüge und privaten Familienglück in der untergegangenen BRD«. Es würden sich »vermutlich sogar beabsichtigte Assoziationen mit den illusionären Welten der französischen Filmkomödie *Die schönste Zeit unseres Lebens* (*La belle époque*) oder der Post-DDR-Tragikomödie *Good Bye, Lenin* aufdrängen.

Die offenbar gleichermaßen film- wie DDR-kundige Gutachter\*in machte auch Einwände gegen die kultursoziologischen und rechtswissenschaftlichen Antragsabschnitte geltend. Die Absicht, eine Analyse von Dieter Wedels dreiteiligem NDR-Fernsehfilm und »Straßenfeger« (Wikipedia)« *Einmal im Leben – Geschichte eines Eigenheims* aus dem Jahr 1972 ganz ohne Seitenblick auf die »zugestandenermaßen etwas klamaukige, aber mit ähnlichen ästhetischen Strategien arbeitende« DEFA-Produktion *Der Baulöwe* von 1980 durchzuführen, zeuge von »beträchtlicher Ignoranz gegenüber einer *gesamtdeutschen* Imaginationsgeschichte des Eigenheims« (Herv. i. Orig.). Noch schwerer wögen ein Mangel an Einsicht in die »asymmetrische Immobilienvermögenslage« zwischen der west- und ostdeutschen Bevölkerung sowie eine fehlende Aufnahme der Forschungen zu politischen, rechtlichen, bau- und gesellschaftsgeschichtlichen Bezügen und dem Nachleben von DDR-Eigenheimen, wie sie beispielsweise die Historikerinnen Birgit Richter und Kerstin Brückweh betrieben hätten (Richter 2009; Brückweh 2017). »Diese heranzuziehen«, urteilte das Gutachten, »hätte auch dazu anregen können, andere gesellschaftspolitische Traditionen des Zusammenspiels von staatlicher Regulierung und Eigeninitiative zu würdigen und einen historisch gewordenen Sinn für die ensemblehafte Anordnung von Ein- und Mehrfamilienhäusern wiederzubeleben«.

Die einzige dem Eigenheim-Projekt gewogene Einschätzung aber riet dazu, »sich der maßgeblich seitens der Politik geschürten Diskursmode des gesellschaftlichen Zusammenhalts zu entziehen (statt sie übereifrig zu bedienen) und mehr Zutrauen in die Eigen-sinnigkeit wissenschaftlicher Gegenstandswahl zu entwickeln«.

## Ein aktiver Begriff

Die Gruppe zerfiel. Einige arbeiteten Liegendebliebenes ab, andere suchten sich Jobs. Der gekränkte Autor trat ein Stipendium in der norddeutschen Provinz an. Einzig die Literaturwissenschaftler\*in und den Philosophen ließ die Kritik nicht los. Abermals durchkämmten sie ihre Materialsammlungen. Ihren gemeinsamen Lektüren und Gesprächen legten sie das binäre Begriffsschema »Künstlichkeit« versus »Natürlichkeit« zugrunde, in dessen Spannungsfeld das »Eigenheim«, so ihre These, seine gesellschaftliche Aktivität entfalten würde. Wenn es in der journalistischen Recherche

*Zusammen! Wie Deutschland neues Wohnen ausprobiert* heiÙe, die Redewendung »My home is my castle« sei »kein Naturgesetz mehr« (Herberhold 2022, S. 11 f.), so wäre zunächst zu klären, welche Strategien der Naturalisierung hier am Werk waren und wie ein – wenigstens dem Schein nach – »instinktiver und völlig verständlicher Wunsch nach einem Eigenheim« (Halligan 2019, S. 4; Übers. d. Phil.) überhaupt in die Welt kommen konnte.

Der erste *Brockhaus*-Eintrag zum »Eigenheim« stammt, wie der Philosoph seinen wiederhervorgeholten begriffshistorischen Exzerpten entnehmen konnte, aus dem Jahr 1930. Nach einer knappen Definition, der zufolge es sich beim »Eigenheim« um »ein bürgerl. Kleinwohnungshaus« handelt, »das vom Besitzer allein bewohnt wird«, wende sich der im fünften Band dieses *GroÙen Brockhaus* zu findende Text zunächst den »Bestrebungen« der »Eigenheimbewegung« der 1920er Jahre zu, »durch Zusammenschluß der Wohnbedürftigen für jede Familie ein selbständiges Wohnhaus zu sichern«, um dann die »Organisation des kollektiven Zwecksparens« durch seinerzeit gegründete Bausparkassen vorzustellen. In dieser enzyklopädisch komprimierten Darstellung würden, hielt der Philosoph fest, »vier für den Eigenheimdiskurs insgesamt charakteristische Sozialverhältnisse« aufgerufen: Das Eigenheim werde (1) als ausdrücklich »bürgerliche« Wohnform identifiziert, vom »Besitzer« sei (2) im Singular die Rede, was auf ein patriarchales Verständnis hindeute, denn letztlich gehe es (3) um Familien, die ihr »selbständiges« Haus bewohnen und sich, wie nahegelegt werde, mit seiner Hilfe ebenfalls »verselbständigen« können; außerdem bringe Wohnbedürftigkeit jedoch (4) Zusammenschlüsse hervor, die über die Familie hinausweisen und sich einerseits (4a) als gesellschaftliche Solidarpraxis begreifen lieÙen, andererseits (4b) als Ausdruck von Geschäftssinn und Lobbyismus beschrieben werden könnten. Man müsse sich das Ganze vermutlich als »gegenseitiges Bedingungsverhältnis« vorstellen: Indem die Eigenheimbewegung das, was sie sich als Zweck setzte, überhaupt erst mithervorbrachte, befeuerte sie den bürgerlichen bzw. (wohl treffender) den »verbürgerlichenden« Wunsch, als Familie im eigenen Haus zu leben. Das »Eigenheim« figuriere demnach als »gesellschaftlich wirksamer Performanz-Effekt«, eine Wendung, die der Philosoph wieder aufgriff, auch wenn ein Gutachten sie als »übertheoretisierte Leerformel« verunglimpfte hatte.

Der erste westdeutsche Nachkriegs-*Brockhaus* unterschläge, fuhr der Philosoph in seinem Referat fort, dann zwar keineswegs die verschiedenen historischen Kontexte, aus denen das »Eigenheim« entsprang, behaupte aber in dem Eintrag aus dem Jahr 1953, es sei bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts »vorherrschend« gewesen. Abgesehen von dieser historischen Begriffsentgrenzung, die vormodernen Sozialwelten kaum gerecht werde, betreibe dieser *Große Brockhaus* in seinem dritten Band eine damals zeittypische Anthropologisierung des Eigenheims: »Das E. gibt den Menschen das Gefühl der Geborgenheit, festigt das Familienleben und regt die Spartätigkeit an. Nachteilig sind lange Anmarschwege zur Arbeitsstätte.« Letzteres verweise darauf, kommentierte der Philosoph, dass der Eigenheimbau an der städtischen Peripherie eine »spezifische sozialräumliche Verteilung von Immobilität und Mobilität« mitbefördern und so zu einem »maßgeblichen Faktor bei der Etablierung der bis heute landschaftsprägenden, autogerechten Nachkriegsinfrastruktur der westdeutschen Bundesrepublik« werden sollte. Die Literaturwissenschaftler\*in, die gestelztes Sprechen unruhig machte, hakte ein und ergänzte: Auffällig sei doch, dass das Lexikon »Eigenheim« als tätiges Subjekt begreift, das gibt, festigt und anregt. Das erinnere sie an einen Vorschlag des britischen Kulturtheoretikers Raymond Williams, der mal irgendwo von »aktiven Begriffen« gesprochen habe. Vielleicht könne es die Idee eines »Dispositivs« aber auch gut auf den Punkt bringen; immerhin scheine das Eigenheim laut Lexikon lauter sich geborgen fühlende, familiäre und sparsame (statt depressive, geschiedene und überschuldete) Subjekte zu produzieren. Der militärisch anmutende Ausdruck »Anmarschwege« lasse zudem wie nebenbei hervortreten, wer die Mühen des Aufsuchens einer Arbeitsstätte auf sich nimmt: der in Zivilkleidung dorthin marschierende Familienvater.

Der Philosoph stimmte zu und blätterte in seinen Exzerpten. Der Paragraph 9 des Zweiten Wohnungsbaugesetzes der Bundesrepublik Deutschland von 1956, setzte er wieder an, definiere in Absatz 1 das »Eigenheim« als »ein im Eigentum einer natürlichen Person stehendes Grundstück mit einem Wohngebäude, das nicht mehr als zwei Wohnungen enthält, von denen eine Wohnung zum Bewohnen durch den Eigentümer oder seine Angehörigen bestimmt ist.« Rechtlich als Zweifamilienhaus denkbar, werde das Eigenheim jedoch gewöhnlich mit dem Einfamilienhaus gleichgesetzt und das neutral klingende »Grundstück« zum »Garten« konkretisiert bzw. idealisiert. Bei Ernst May, Frankfurter Stadtbaurat in den 1920er Jahren, lese sich das bezogen auf die damaligen Frankfurter »Heimstätten«,

eine Eigentumsform mit eingeschränkter Verfügungsgewalt, die dafür unter besonderem Schutz stand, so: »Die idealste, weil natürlichste Wohnform ist das Einfamilienhaus im Flachbau. Es sichert der Familie die häusliche Ruhe und Zurückgezogenheit, die gerade in einer stark kollektivistisch reagierenden Epoche ihre besondere Bedeutung erhält. Nur diese Wohnform gestattet, jedes Wohnelement in unmittelbare Verbindung mit einem, wenn auch kleinen Stück Gartenland zu bringen [...].« Und May ergänze: »Nie wird die Wohnung im vielgeschossigen Miethause der Familie und vor allem dem Kinde die gesunden Lebensbedingungen ersetzen können, die das Einfamilienhaus bietet [...].« (May 1930, S. 36) Hier finde sich eine für den Eigenheimdiskurs ebenfalls charakteristische Verknüpfung von Haus, Familie, Garten und Gesundheit, die, wie die Literaturwissenschaftler\*in bereits bemerkt habe, tatsächlich um eine verbindliche Geschlechterordnung von erwerbstätigem, männlichem Hausvorstand und einer sich um Haus, Garten, Kinder sorgenden Hausfrau zu ergänzen wäre.

In den bundesrepublikanischen Debatten der 1950er Jahre, die insbesondere von Vertretern und Anhängern der katholischen Soziallehre dominiert worden seien, werde diese Lebensweise als die dem Menschen gemäße gerühmt, zumal »die Frau in vielen Fällen wieder ihren natürlichen Funktionen als Mittelpunkt der Familie zugeführt« werde, wie es der Soziologe Leonhard Lowinski formuliert habe, wobei zu ergänzen wäre: nachdem sie diese seit Beginn des 20. Jahrhundert zugunsten von Angestellten- und Industriearbeit zumindest temporär verlassen konnte. Das Eigenheim sorge zudem, so der Philosoph abermals Lowinski zitierend, für den »Bestand der natürlichsten Lebensgemeinschaften, der Familien, die ja letztlich die Basis sind, auf der die gesamte Gesellschaft aufbaut« sowie für die »Persönlichkeitsentfaltung des Individuums«. Was letztere anbelangt, entfalte das Eigenheim seine gesellschaftspolitische Wirksamkeit, indem es den Eigentümer zu »selbstverantwortlichen Dispositionen« animiere, also die Bereitschaft und Fähigkeit zu »Selbsthilfe« wecke und darüber vermittelt einen Zuwachs an »Selbstbewusstsein« und »Selbständigkeit« bewirke (Lowinski 1955, S. 21 f.). Diese Eigenschaften verschafften Autorität gegenüber den Kindern und sollten für ein stabiles Gemeinwesen entstehen, dessen Funktionsweise, nun in den Worten des Philosophen, gewissermaßen »zwischen radikal-libertären und etatistisch-kollektivistischen Vereinseitigungen« anzusiedeln sei.

Ein weniger die faktische Bautätigkeit als die kulturelle Bewertung des Eigenheims betreffender Stimmungsumschwung lasse sich, versuchte der Philosoph noch etwas fortzufahren, ab den frühen 1960er Jahren ausmachen. In der bundesrepublikanischen Diskussion werde die bis heute bestärkte, scheinbare ›Natürlichkeit‹ des Eigenheims als Ideologie entlarvt, was deren Wirkmächtigkeit allerdings nicht beeinträchtigt habe: Allein im Zeitraum von 1961 bis 1980 wurden 4,7 Millionen Wohnungen in Ein- und Zweifamilienhäusern errichtet (Krajewski 2014, S. 16). An dieser Stelle sah sich die Literaturwissenschaftler\*in wieder an der Reihe, ihre insgesamt skeptischere Sicht auf »Eigenheim« und »Zusammenhalt« einzubringen: Im Jahr 1966 sei Betty Friedans *Der Weiblichkeitswahn* bei Rowohlt ins Deutsche übersetzt worden, eine in den USA bereits 1963 erschienene Abrechnung mit der Vorstadt- und Hausfrau-Ideologie. Friedan zeige, dass der englische Begriff »*togetherness*«, im Deutschen mit »Zusammensein« wiedergegeben, erst in den 1950er Jahren auftaucht und sich idealerweise auf das »*together*« von Mann, Frau, Kindern im Vororthaus bezieht, freilich mit eindeutigen Rollenzuweisungen verbunden (Friedan 1963, S. 32 f.; Friedan 1966 [1963], S. 35 f.). Im »Zusammensein« verliert die Frau ihren eigenen Subjektstatus! Friedan schildere eine Entwicklung, in der ehemals erhobene Forderungen nach und Praktiken von politischer und gesellschaftlicher Gleichberechtigung, vor allem durch eigene Erwerbstätigkeit, von einer neuen Ideologie des »Zusammenseins« kassiert werden, in der die Frau gleichsam aufgeht und ihre Welt jenseits der Hausfrauenrolle aufgibt.

Der Philosoph nickte, nun seinerseits unruhig geworden. Denn: Noch umfassender und grundsätzlicher setze Alexander Mitscherlich kurz zuvor publizierte Eigenheim-Kritik an, nachzulesen in seiner Studie *Die Unwirtlichkeit unserer Städte* von 1965. Im diametralen Gegensatz zur Wertschätzung der 1950er Jahre erblickte er in dieser Lebensform einen Ausdruck von »Verantwortungslosigkeit«, »Egoismus« und »Asozialität« (Mitscherlich 2008 [1965], S. 38 bzw. S. 55). Sein beißender Spott richtete sich auch gegen das mit dem Eigenheim eingesetzte Natur- und Geschlechterverhältnis: »[Der finanzkräftigere Bürger] kauft sich Natur, zäunt sie ein und spielt in ihr ›Landbewohner‹«, mit Folgen für die Geschlechterordnung, deren deutsch-amerikanischen Hybridcharakter Mitscherlich sprachlich nachvollziehe: »Man spricht von ›Vorortgattinnen‹, die ihre City-Männer abends in der Gärtnerschürze als

die »Zugereisten« auf der heimischen Scholle empfangen.« (Ebd., S. 54 f.) Der Göttinger Soziologe Hans-Paul Bahrdt, dessen frühere Überlegungen zur Kritik der Großstadtkritik für Mitscherlichs Streitschrift grundlegend gewesen seien, habe schon im Jahr 1968 in einem der wichtigsten Texte zum bundesrepublikanischen Städtebau eine nicht nur äußere, sondern auch eine »innere«, also intellektuelle und mentale »Immobilität« diagnostiziert, die das Leben im Vorort eigenheim mit sich bringe und die den allgemeinen Bewegungsanforderungen der zeitgenössischen Industriegesellschaft nicht angemessen sei: Sesshaftigkeit werde zum »handicap« (Bahrdt 1968, S. 75; vgl. Bahrdt 1961).

### Theater und Miniatur

Gerade drohten sie sich in den Diskurstiefen der alten Bundesrepublik zu verlieren, beanstandete die Literaturwissenschaftler\*in. In dem Tempo werden wir die Gegenwart nie erreichen! Es sei jetzt mal angebracht, systematischer anzusetzen und mehr zur »Verkünstelung« oder vielleicht sogar »Kunstwerdung« des Eigenheims zu sagen. Außerdem beginne sie die indirekte Rede zu nerven, in der ihr Austausch aufgezeichnet werde. Pause, bitte. [...] Sie wolle – nein, sie will nun den von Mitscherlich abschätzig gemeinten Spielcharakter, die, wie sie es nennen möchte, »wesentlich theatrale Dimension« des Eigenheims schärfer konturieren. Diese lässt sich auf die Formel »to play house« bzw. noch gesteigert »to play very *nice* house, very *sweet* house« bringen, die der amerikanische Autor Richard Yates Anfang der 1960er Jahre in seinem von Metaphern und Praktiken des Theaters durchzogenen Roman *Revolutionary Road* prägte und die in der deutschen Romanübersetzung *Zeiten des Aufbruchs* leider untergegangen ist (Yates 2001 [1961], S. 187; Herv. i. Orig.). In ihrem Projektentwurf zur Poetologie der Elternhausliteratur ist dieser Leitgedanke, das Eigenheim als »sich selbst überschreitende Spielform« zu begreifen, näher ausgeführt. Am besten sie zitiert einmal länger aus dem ursprünglichen Exposé:

»Um das Eigenheim hat sich ein Kranz von Textsorten gelegt. Abgesehen von Fachveröffentlichungen, die das Eigenheim als architektonisches, ästhetisches, gesellschaftliches oder historisches Objekt behandeln, bietet es schon vor Inbesitznahme auch

Laien Schreibanlässe. Zukünftige Eigentümer\*innen werden dazu angeregt, die Bauphase tagebuchschreibend zu begleiten. Dazu vertreibt der Handel Buchvorlagen mit linierten und gerahmten Seiten, deren Rubriken sich ähnlich wie bei Poesiealben mit Text- und Bildeinträgen befüllen lassen. Ferner widmeten schon in den 1920er Jahren Männer ihren Ehefrauen Abhandlungen, in denen sie die Vorteile des Eigenheims gegenüber einer Mietwohnung herausstellten. Ein jüngeres, parodistisches Beispiel für diese Praxis ist Gerhard Matzigs *Meine Frau will einen Garten. Vom Abenteuer, ein Haus am Stadtrand zu bauen* aus dem Jahr 2010. Durch eine Analyse dieses Textes lassen sich auch zentrale Motive und »Macharten« gegenwärtiger Elternhaustexte vorführen. Zwei davon verdienen besondere Beachtung. Wenn der Familienvater und zukünftige Bauherr Matzig mit einer »Kettensäge« das Hausgrundstück von Baumbestand freimacht, so steht er »auf dem Grundstück wie auf einer Bühne« – und »keine Szenerie der Welt könnte publikumswirksamer sein« (Matzig 2010, S. 143). Dies klingt eitel, steht aber exemplarisch für eine Theatralisierung des Eigenheims. Und was im Kontext von Matzigs Buch aus dem ungünstigen Zuschnitt des Grundstücks erklärbar ist, das die Familie zwingt, »Grundrisse« zu zeichnen, »die so aussehen, als wollte sich Gulliver in einem Reihenendhaus der Schlümpfe einrichten« (ebd., S. 129), ist nicht nur witzig gemeint, sondern Ergebnis einer »miniaturenbildenden Einbildungskraft« (Bachelard 1987 [1957], S. 156). »Theater« und »Miniatur«, das sind die beiden Leitbegriffe, mit deren Hilfe sich ein ganzes Genre der Gegenwartsliteratur, das der »Elternhausliteratur«, aufschlüsseln lässt.

Matzigs Text stellt diesbezüglich einen Sonderfall dar, weil er weder eine Rückschau auf das Familienleben im Eigenheim bietet noch aus der Sicht des erwachsen gewordenen Kindes geschrieben ist. Die meisten der ausgewählten und der unmittelbaren Gegenwart entnommenen Texte – zu nennen sind Ute Manks *Elternhaus* (2023), Sebastian Molls *Das Würfelhaus. Mein Vater und die Architektur der Verdrängung* (2024) sowie Nora Schramms *Hohle Räume* (2024) – beziehen Anlass und Perspektive des Erzählens aus der anstehenden Auflösung des elterlichen Haushalts, sei es infolge des Umzugs, des Todes oder der Scheidung des Elternpaares. Andere Texte, etwa Ursula Ott's *Das Haus meiner Eltern hat*

*viele Räume. Vom Loslassen, Ausräumen und Bewahren* (2018), lassen sich eher dem Genre der Lebenshilfe- und Ratgeberliteratur zuordnen. Sie nehmen daher innerhalb des zu untersuchenden Korpus eine Randstellung ein.

Maßgeblicher systematischer Ausgangspunkt meines literaturwissenschaftlichen Projekts ist neben Yates' *Zeiten des Aufbruchs* der Roman *Das Haus* von Andreas Maier aus dem Jahr 2011, in dem das Eigenheimleben einer bundesrepublikanischen Kindheit als beständige Theateraufführung in Szene gesetzt wird. Im Elternhauskeller des Erzählers befinden sich ein Abstellraum mit Kühltruhe, ein Hobbyraum mit ›einer ins Riesenhafte angewachsene[n] Modelleisenbahn‹, ferner ein Bastel-, ein Heizungs- und ein Wäscheräum samt Mangel: ›Dort unten zu sein war, wie wenn man bei einer Theateraufführung nicht im Zuschauerraum sitzt, sondern den Arbeiten auf dem Schnürboden zuschaut‹, erinnert sich der Erzähler. ›Die Aufführung wird durch den Schnürboden erst möglich, der Boden selbst soll aber unbedingt unsichtbar bleiben, um eine Illusion zu erschaffen, die Illusion einer geradezu vollkommenen Natürlichkeit, hinter der die Technik verschwindet. Eine Theaterillusion.‹ (Maier 2011, S. 58 bzw. S. 69)

Entsprechend vollzieht sich das Leben der Familie vom Erdgeschoss aufwärts bis in Alltagsdetails hinein als permanentes Bühnenstück. So sehen Käse und Wurst beim gemeinsamen Abendessen ›in dem künstlichen Lichtschein aus, als seien sie ebenfalls künstlich und als habe man sie eigens ausgesucht, weil sie in ihrer Künstlichkeit am besten zu dem künstlichen Licht paßten. Angeleuchtet wie von einem Theaterscheinwerfer und dadurch besonders hervorgehoben.‹ (Ebd., S. 50)

Diese Theatralisierung, die dem Eigenheim jede Natürlichkeit, der Familie jede Normalität austreibt, wird ergänzt um Weisen der Miniaturisierung, die ebenfalls dem Keller entstammen. Im Kinderzimmerregal steht – um dies zu veranschaulichen – ein ›aus Pappe zusammengeklebte[s] Asterixdorf‹. Die Figuren der französischen Comicserie sind vor ihren jeweiligen Häusern aufgestellt, eine Welt für sich: ›Drumherum der Palisadenzaun. Alles geschützt und eingehgt und befriedet.‹ (Ebd., S. 144)

Zusammengefügt hat das Ganze der Erzähler selbst, wie vieles andere im Bastelraum: ›Hätte es unser Haus als Modellbausatz gegeben, hätte ich sicherlich auch das gebaut.‹ (Ebd., S. 89) Mit dem französischen Philosophen Gaston Bachelard möchte mein Vorhaben einerseits argumentieren, dass wir es hier nicht mit einem bloßen Kinderspiel zu tun haben, sondern mit einer Weltbeziehung: ›Ich besitze die Welt um so besser, je geschickter ich sie zur Miniatur machen kann.‹ (Bachelard 1987 [1957], S. 157) Andererseits wird es ebenfalls mit Bezug auf Bachelard die ›dynamischen Kräfte der Miniatur‹ betonen: ›Die Miniatur bringt Träume hervor.‹ (Ebd., S. 157 f.) In der Miniatur tritt uns die Welt im Modus ihrer Gestaltbarkeit entgegen; und sei's unter dem Vorbehalt des ›Als-ob‹ – als ob sie gestaltbar wäre. Somit kann ein Denken der Miniatur nicht nur den Blick auf die formierenden Kräfte der Lebensform ›Eigenheim‹ schulen, es verspricht darüber hinaus, deren scheinbare Selbstverständlichkeit aufzubrechen und den Weg frei zu machen, um andersartige Wohn- und Beziehungsweisen zu imaginieren. Das literarisch entworfene Eigenheim treibt aus sich selbst die Phantasien hervor, die es hinter sich zu lassen vermögen, sobald die Leser\*in, um eine Wendung Ludwig Wittgensteins aufzugreifen, ›durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist‹ (Wittgenstein 1963 [1922], 6.54).

Diese Beobachtung wird auch mein *close reading* des Romandebüts einer Autorin anleiten, die zuvor als Lyrikerin hervorgetreten ist und in ihrer Prosa ebenfalls programmatisch ›Verdichtung‹ betreibt. In Nora Schramms Roman *Hohle Räume* grenzt der Garten des elterlichen Eigenheims an einen Friedhof, unmissverständliches Symbol für das, was sich im Roman abspielt: die Auflösung einer Lebensform und ihres Personals. Über die in Scheidung stehenden Eltern heißt es – Stichwort ›Theater‹ –, sie wollen ›mit Worte[n] wie *Schlamm-schlacht* oder *Rosenkrieg*‹ nicht verbunden werden und ›glatt über eine sehr kleine Bühne gehen, hintereinander, auf der einen Seite rauf, auf der anderen hinunter‹ (Schramm, S. 45; Herv. i. Orig.). Gleich bei Eintritt in den Roman – Stichwort ›Miniatur‹ – tauchen sie anlässlich der Ankunft ihrer Tochter, einer seit langem ausgezogenen Künstlerin auf Kurzbesuch, als ›kleine Figuren‹ im

Flughafenterminal auf – >ich sehe die beiden wie durch einen Tunnel oder eher ein Mikroskop, klar und fokussiert und hell beleuchtet. Die kleine Mutter winkt plötzlich von der Petrischale [...].< (Ebd., S. 5) Während der Vater kaum noch zuhause ist und die Mutter infolge eines Sturzes stationär behandelt wird, lässt die Tochter und Ich-Erzählerin Unmengen von Sand anliefern, die das Haus in ein begehbare Kunstwerk verwandeln. Zugleich macht sie sich die freie Sichtachse von der Straße ins Erdgeschoss, die das elterliche wie die benachbarten Einfamilienhäuser gewährt, für eine Videoinstallation zunutze, indem sie die so mögliche Blickanordnung mithilfe von Außenkameras und Fernsehgerät ihrerseits vorführt, >sodass die, die ins Elternwohnzimmer hineinschauen, gezwungen sind, in ihr eigenes verhuschtes Gesicht zu sehen< (ebd., S. 202). Die Theatralisierung des Eigenheims wird im Roman bis zum Äußersten getrieben, die Lebensform – auch durch den Gebrauch einer Vielzahl von Plastik-Metaphern – nicht nur denaturalisiert, sondern offensiv als Kunst ausgestellt und aus sich selbst heraus überwunden. Zugleich lässt sich die Verwandlung der verletzten Mutter in ein >Affenbaby< und >Kleinkind< (ebd., S. 127 bzw. S. 151) im Sinne einer miniaturisierenden Phantasie nicht nur als Regression, sondern als Sinnbild für die Möglichkeit radikalen Andersseins und Neuanfangens deuten. Und beim Gedanken >an das Jesuskind in der Krippe, [...] an eine kleine hölzerne Figur< zeichnet sich am Romanausgang sogar ein Vorschein von *Erlösung* ab (ebd., S. 236).« (Herv. i. Orig.)

#### Denken im Bestand

Ihr literaturwissenschaftliches Herauspräparieren einer »Phantasie der Auflösung«, so wolle er diese Passagen trotz der sie beschließenden frohen Botschaft auf den Begriff bringen, verstöre ihn, den Philosophen. Für ihn spreche daraus mehr als erhellende Deutung, nämlich ein Sympathisieren mit Formverlust. Und er fuhr fort: In seiner aktuellen Abendlektüre, Roman Ehrlichs *Videotime. Familienroman*, wachse einer der Kindheitsfreunde des Ich-Erzählers ebenfalls im elterlichen Eigenheim heran. In dessen »Hobbykeller« stelle der Vater, bezeichnenderweise ein Autohausbesitzer, seine nicht nur zusammengesteckten, sondern verklebten »hochkomplexe[n] Bauten

aus vielen Tausend Legosteinen« aus, während sich die Mutter durch Schönheitseingriffe »für wessen Blicke« auch immer zusehends selbst transformiere (Ehrlich 2024, S. 22 f. und S. 55). Beides könne der Formel »Theater und Miniatur«, die sich an Texten auch jenseits einer engeren Auswahl bewähren sollte, in der Tat zusätzliche Bestätigung und Anschaulichkeit verschaffen. Überhaupt verfüge seine Kolleg\*in über Spielräume, die ihm verschlossen seien. Er hänge mehr an den Realien des Lebens. Sei es denn ausgemacht, frage er sich, dass die nachfolgende Generation nicht in das elterliche Lebensmodell »Eigenheim etc.« eintreten möchte, selbst wenn dieses imaginär bis in die Grundfesten hinein erschüttert sei? Abgesehen davon, dass ein Eigenheimleben als das »Wirklichgewollte« erstrebt werden könne, seien auch ihrem Selbstverständnis nach »theatrale« Subjekte vorstellbar, welche das »Eigenheim« als Rollenspielfeld durchschauen und scheinbar natürliche Positionierungen im eigenen Lebensvollzug anfechten, ohne sie ganz aufzugeben. Ist etwa Gartenarbeit notwendig Schauspielerei?

Es sei eine kulturelle Funktion von Literatur und Philosophie gleichermaßen, die Verhältnisse, so wie sie sind, fragwürdig zu machen. Darüber hinaus sollte philosophisches Nachdenken, so seine Überzeugung, aber dabei helfen, gerechtfertigte Ordnung in die Welt zu bringen. Abstrakt bleibende Plädoyers für einschneidenden Wandel halte er in diesem Prozess für grundsätzlich begründungsbedürftiger als Argumente, die an diskursive Bestände, etablierte Verhältnisse und die Praktiken lebender Menschen anknüpfen können, einschließlich ihrer Intuitionen und Präferenzen. Der vielerorts zu beobachtende verzögerte Generationswechsel in Eigenheimsiedlungen, das etwas pompöse Ausrufen einer nachwachsenden »Generation Eigenheim« durch das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* in seiner 29. Nummer des Jahres 2024 – beides deute daraufhin: Ältere wollen ihr Leben im eigenen Heim beschließen, Jüngere möglichst bald einziehen. Diesseits literarischer Phantasieproduktion gebe es einen realen Bestand an gebauter Lebensleistung, an Wünschen und Hoffnungen, an denen nicht vorbeigedacht werden dürfe.

In seinem Buch *Der Philosoph. Habermas und wir* spreche der Historiker Philipp Felsch mit Bezug auf die philosophische Praxis von Jürgen Habermas, der zu Beginn der 1970er Jahre mit seiner Familie ein Sarnberger Eigenheim bezogen hat, von »Einfamilienhausphilosophie« (Felsch 2024, S. 11). Felsch selbst verstehe dies weniger als Bezeichnung für eine klar umrissene Denkform, sondern benenne damit vor allem den Rahmen, besser vielleicht noch die Atmosphäre, in der sich Schreiben vollziehe: »War diese Wohnform die einzig angemessene Behausung für die Dichter und Denker eines Landes, das den historischen Gegensatz von Metropole und Provinz in seinen Neubaugürteln eingeebnet hat?« (Ebd.) Um daraus aber nun eine Argumentationsweise zu gewinnen, in der das Eigenheim in die Position des Objekts rücke, über das nachgedacht werde, lohne es sich, so der Philosoph zu seiner Kolleg\*in, zwei eigene Äußerungen von Habermas über sein philosophisch-soziologisches Selbstverständnis einzubeziehen, nämlich (1): »Ich halte das Streben, die Welt um ein Winziges besser zu machen oder auch nur dazu beizutragen, die stets drohende Regression aufzuhalten, für ein unverächtliches Motiv.« Und (2): »Mich bewegt das Problem, wie ein fragiles und bisher immer wieder zerreißendes soziales Zusammenleben gelingen kann.« (Habermas 2024, S. 14 f.) Er, Mitarbeiter eines philosophischen Instituts, wolle nun nicht behaupten, dass diese beiden Grundhaltungen notwendig einem Einfamilienhausleben entstammen, aber sehr wohl, dass sie dabei helfen könnten, eine reflektierte und zeitgemäße Perspektive auf die Lebensform »Eigenheim« zu entwickeln.

Dazu gehöre es aus seiner Sicht, mit dem »eigenen Haus« verbundene Vorstellungen von Selbständigkeit und Unabhängigkeit kritisch zu prüfen und existenzielle Abhängigkeiten anzuerkennen. In frühen Jahren sei es in vielen Fällen die finanzielle, später in den meisten die körperliche Bedürftigkeit, die eine elementare Verwiesenheit auf externe Instanzen wie Geldinstitute, nicht im Haushalt lebende Angehörige oder Pflegedienste bedinge. Er halte es daher für ratsam, bei Generationswechseln in Bestandsiedlungen schrittweise von privaten zu genossenschaftlichen Eigentumsmodellen überzugehen

und dies öffentlich zu bezuschussen. Ferner müsse die häusliche Pflege als transnationale Sorgepraxis systematisch in die Lebensform integriert werden, vor allem durch eine auch öffentliche Förderung von Umbauten, so dass Pflegekräfte und im Bedarfsfall auch deren Angehörige über angemessenen Wohnraum verfügen. Im Übrigen habe der Architekturkritiker Niklas Maak jüngst zu Recht dafür plädiert, aufgegebene Vorstadteigenheime ebenfalls zum Gegenstand einer angesichts von Kaufhaus- und Büroraumleerständen wiederbelebten »Umnutzungsdiskussion« zu machen. Auch habe Maak den exemplarischen Vorschlag eines Architekten gelobt, wie sich im ostdeutschen Stendal ein Plattenbaubestand in »vertikale Einfamilienhäuser«, die für Gemeinschaftswohnen, etwa im Alter, »zusammenschaltbar« blieben, umbauen lasse – statt ihn wie viele andere abzureißen und an der städtischen Peripherie immer neues Eigenheimbauland zu erschließen (Maak 2024, S. 54 f.).

Wenn sie ihn richtig versteht, nahm die Literaturwissenschaftler\*in den Faden auf, tritt er für ein Denken im Bestand ein und für das, was der Soziologe und Planungstheoretiker Lucius Burckhardt einen »kleinstmöglich[e]n] Eingriff« genannt hat (Burckhardt 2013). Das bringt sie dazu, einen anderen Aspekt von Miniaturen zu betonen: ihren für gewöhnlich transitorischen, wesentlich unfertigen Charakter. In ihrer Taglektüre beschäftigt sie sich gerade mit Reflexionen zum »Modell Hütte«. Die Hütte ist, und zwar »anders als das Haus«, so die Kulturtheoretikerin Karin Krauthausen, »ein vorläufiges Gebilde«, »eine Figur der spontanen Emergenz«. Abgesehen davon, dass die Hütte im Sinne des altgriechischen »*skéné*« auch den Bühnenhintergrund von Theaterbauten bezeichnet und damit einen Ermöglichungsgrund szenischen Spiels, lässt sie als »*klisié*« an ein Gebäude denken, »das sich auf etwas bereits Bestehendes stützt oder an ein solches Bestehendes anlehnt, da es für sich genommen ein unselbständiger Bau ist« (Krauthausen 2024, S. 9 bzw. S. 15 f.). Dieses Beschreibungsvokabular berührt, so möchte die Literaturwissenschaftler\*in am Ende dieser Aufzeichnung festhalten, vieles von dem, was auch einer Revision der Lebensform »Eigenheim« zugrunde liegen könnte, zumal angesichts sich transformierender Sozial- und Solidarbeziehungen innerhalb und jenseits des »Modells heterosexuelle Kernfamilie«.

Eine erste Skizze ihrer Überlegungen aber wollten die beiden verbliebenen Gruppenmitglieder in einem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten zweibändigen Kompendium *Schlüsselbegriffe gesellschaftlichen Zusammenhalts. Ein kritisches Vokabular* veröffentlichen: »Als der Antrag, eine Forschungsgruppe zur Lebensform ›Eigenheim‹ in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg einzurichten, abgelehnt worden war, hatte es sich mit der kollegialen Eintracht. [...]«

ein  
sam

Für ihre Anmerkungen und Hinweise danke ich Isabell Otto, Anna Pollmann und Alexander Schmitz. Ferner danke ich Karyna Frankovska und den studentischen Hilfskräften des Zentrums für kulturwissenschaftliche Forschung (ZKF) der Universität Konstanz für ihre Unterstützung.